

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 4 Gießen, Sonntag 3. nach Epiphania, den 27. Januar 1918 7. Jahrg.

Jesus und die Neuerungsbestrebungen der Gegenwart.

Evangelium des Matthäus 23, 4. Sie binden aber schwere und unträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen.

Es gab eine Zeit, da hat man in Jesus nur den „huldvollen“ Heiland gesehen, den „Seelenbräutigam“, wie er im Buzendorschen Kreise genannt wurde, den milden, sanftmütigen König. Ein Christentum, das im wesentlichen geüßlmäßig geartet war, den rauhen Alltag scheute, dem Kampf des Lebens aus dem Wege ging und sich in stiller Anbetung betätigte, hat diese Ausdrücke geprägt. Längst hat man erkannt, daß mit diesen Worten nur eine Seite an dem Wesen des Heilandes, und wahrlich nicht die hervorragendste, bezeichnet wird. Jesus war ohne Zweifel mehr als der sanfte Freund der Seele, er war ein Kämpfer ohnegleichen, ein zornglühender Prophet, der den Gegner aufsuchte und Auseinandersetzungen nicht aus dem Wege ging. Der, der einst im Tempel die Geißel über die Taubenhändler und Wechsel schwang, der das Kreuz erwählte, war anders als sein Lieblingsjünger Johannes, den die Kunst zu allen Zeiten mit sanften Gesichtszügen dargestellt hat. Man lese nur einmal das 23. Kapitel des Evangeliums des Matthäus, in dem Jesus scharfe Abrechnung mit den Pharisäern hält und ihre Art schonungslos kennzeichnet. Hier gebraucht er Worte, die an Luthers Streitschriften erinnern, er nennt die Pharisäer Heuchler, Schlangen, Otterngezüchte, Narren, Blinde, vergleicht sie mit überdüngten Gräbern, tadelt ihre Ehrsucht und Werkgerechtigkeit. Das Schwerwiegendste aber bringt er gegen sie vor, indem er sagt, daß sie den anderen Menschen unträgliche Bürden auf den Hals legen, selber aber sich den eigenen Gesetzen nicht unterwerfen. Diese angeblichen Güter des Heiligen haben, indem sie 1000 Fast- und Tempelgebote aufstellten und das fromme Leben mit unzähligen Fußangeln umgaben, sich selbst, um ein Fremdwort zu gebrauchen, von dieser Verpflichtung „dispensiert“.

Sind nicht ähnliche Kräfte in der Gegenwart bei uns am Werke? Regieren soll im Grunde nur die Obrigkeit; denn sie hat auch hinsichtlich dessen, das sie anordnet, die Ver-

antwortung zu tragen. Jede Obrigkeit, die sich dieser Verpflichtung bewußt ist, überlegt mit der größten Sorgfalt jeden Schritt, den sie tun will, sie geht, wenn sie Gesetze und Verordnungen erläßt, mit der größten Umsicht zu Werk, berücksichtigt alle Interessen, die in Frage kommen; denn sie will vor dem Urteil der Geschichte bestehen. Nun regiert die Obrigkeit, an deren Spitze der Fürst des Landes steht, heute nicht mehr allein, neben ihr steht die Volksvertretung und hat einen großen Anteil an der Gesetzgebung. Aber auch die Volksvertretung muß verantworten, was sie tut; wenn sie den Interessen des Landes zuwiderhandelt, so setzt sie sich den schwersten Angriffen aus. Die steigende Volksbildung, die vielen in der Gegenwart Anteil an der Kultur der Zeit gibt, hat es mit sich gebracht, daß neben der verantwortlichen Regierung und neben der gleichfalls verantwortlichen Volksvertretung eine große Zahl von unverantwortlichen Ratgebern steht. Fast sind derer, die mitregieren wollen, mehr als derer, die regiert werden. In Versammlungen, in der Presse und in den Hunderttausenden von Petitionen, mit denen unsere Regierungen überschüttet werden, wird gesagt, wie das Volk zu lenken sei. Diese Petitionen sind recht ein Uebel unserer Zeit; denn die verschiedensten Interessengruppen wollen durch sie die allerverschiedensten Ziele erreichen. Es gibt Verbände, die wollen Frauen und Mädchen von kaufmännischen Geschäften ferngehalten wissen, andere wünschen das gerade Gegenteil. Der eine will Höchstpreise, der andere entscheidet sich mit aller Energie dagegen. Leute, die in bequemer Ruhe zu Hause geblieben sind und beträchtliche Gewinne einstecken, sagen den Heerführern, was sie machen sollen, maßten sich an, den Kämpfenden gute Lehren zu geben. Der Krieg, der über viele Familien so schweres Leid gebracht hat, gibt vielen, die die Härte der Zeit nicht empfinden, willkommene Gelegenheit, eine Rolle zu spielen. Mehrere Millionen deutscher Männer stehen im Felde und schützen das Vaterland, sie müssen insgedessen auf jede Betätigung im politischen Leben verzichten, derweilen strebt man in der Heimat Neuerungen an, die für das Wohl und Wehe des Volkes auf Jahrzehnte hinaus wichtig sind. Hunderttausende deutscher Väter können jetzt für ihre heranwachsenden Töchter nicht eintreten, derweilen reden unreife Männer und Frauen, die selbst keine Kinder haben, von der Ein-

führung des Frauendienstjahres, obwohl gerade die Führerinnen der Frauenbewegung die nicht mehr ernst nehmen, die diesen törichten Vorschlag machen. Leute, die selbst keine Kinder haben, verlangen Jugendgesetze, wollen die Eltern in ihrem Erziehungsrechte beschränken. Man beteiligt sich an den Bestrebungen für Bevölkerungspolitik, schärft dem Volke dafür das Gewissen, daß Kinder ein Segen sind, und bekundet selbst keine Neigung, Kinder unter Mühe und Sorge aufzuziehen. Ich weiß von einem Manne, der war — der Vorfall, von dem ich hier berichtet, liegt schon um 50 Jahre zurück — Beamter und im Nebenberuf Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft. Eines Tages kam er zu einem Kollegen, hielt ihm einen langen Vortrag über den Segen der Lebensversicherung und drängte ihn, daß er eine Versicherung abschließe. Als der andere ihn fragte, ob er das selbst getan habe, verneinte er kleinlaut die Frage.

Die Ethik Christi kann nicht übertroffen werden, auch nicht in Abgang geraten, sie gilt besonders für die bewegte Zeit des Krieges. Wer ein Christ sein will, darf sich über die Weisungen seines Erlösers nicht hinwegsetzen. Wer eine Neuerung auf dem Wege der Gesetzgebung oder Verwaltung anstrebt, der prüfe zuvor, ob er sich selbst dem, das er anstrebt, unterwerfen will. Ungemein anschaulich und eindrucksvoll ist das Wort des Heilandes von denen, die den anderen schwere und unträgliche Lasten auflegen, diese aber selbst nicht einmal mit einem Finger bewegen wollen. Nur der, der sich selbst einer Bestimmung, die er vorschlägt, mit allen ihren Konsequenzen unterwerfen will, hat das Recht, sie vorzuschlagen. Wir können an Jesus und seinem heiligen Ernste nicht vorübergehen.

H. B.

Gießener Zeitungsinsertate vor 80 Jahren.

(Schluß.)

Daß man in dieser Zeit den Gießenern noch sehr harmlose Unterhaltung bieten konnte, beweist folgendes von einem J. Reichmann aufgegebenes Inserat: „Der Unterzeichnete wird, mit obrigkeitlicher Erlaubnis, auf seiner Durchreise dahier zwei sehr schön sprechende Schweizerstare, männlichen und weiblichen Geschlechtes, aus dem Kanton Appenzell, zu produzieren die Ehre haben. Durch dreijährige Geduld hat er es dahin gebracht, daß diese merkwürdigen Vögel das reinste Deutsch in nicht allein einzelnen Worten, sondern auch in ganzen Sätzen sprechen, welches noch nie von einem solchen Vogel gehört worden ist; auch singen sie ein schönes Duodlibet und Duett. Auf Verlangen des Eigentümers sprechen sie und singen diese Vögel gleich und sind nie launig. Mehrere hohe Monarchen und Herrschaften der größten Städte haben ihre Bewunderung darüber

ausgesprochen und deshalb überzeugt, auch hier allen denjenigen, welche diese beiden kleinen Sprachmeister hören werden, Vergnügen zusichern zu können. Die geehrten Liebhaber, welche diese interessanten Vögel zu hören wünschen, ersucht Unterzeichneter höflichst, ihn gefälligst aus seiner Wohnung abrufen zu lassen. Sein Logis ist im Gasthaus zum Stern. Diese Vögel werden von Morgens 10 Uhr bis Abends 4 Uhr producirt. Zahlung ist nach Belieben.“

Weiterdient wird es auch heutzutage erregen, wenn ein Gießener Geschäftsmann Jagnkitt, angeblich von Maurice u. Langlume in Paris (Preis pro Etui mit Gebrauchsanweisung 1 Rthlr.), anbietet und dabei bekannt macht: „Ganz bewährtes Mittel, um sich mit der größten Leichtigkeit schadhafte und hohle Zähne auszukitteten, dieselben gleich anderen gesunden Zähnen wieder tauglich zu machen und die durch Zutritt von Luft und Speien öfters entstehenden Zahnschmerzen zu vermeiden.“ Das war doch entschieden praktisch, daß man in dieser glücklichen Zeit sich selbst und jeden alls schmerzlos die Zähne verkitteten konnte.

Große sittliche Entrüstung spricht aus folgender Veröffentlichung. Schneider H.'s Witwe schreibt am 8. September 1838: „Aus einem höchst unschuldigen Scherze hat sich das Gerüde verbreitet, ich sei wegen Stehlens von Bohnen mit Arrest bestraft worden. Ich finde meine Ehre dadurch compromittirt, und ich kann mich darum um so weniger dabei beruhigen, als dies auf meinen Geschäftsbetrieb nachtheiligen Einfluß äußern kann. Noch nie habe ich mir eine derartige Illegalität zu Schulden kommen lassen. Wer mich einer solchen zeihen kann, dem ist es meinerseits unverwehrt, dies öffentlich zu tun. Wegen weiterer Nachreden muß und werde ich aber gerichtlich klagen; hierzu verpflichtet mich meine Ehre und mein Geschäft.“ Sicher hat die entrüstete und in ihrer Ehre und ihrem Geschäfte gekränkte Frau diesen Protest nicht selbst verfaßt, es wird ihr ein Hofgerichtsadvokat dabei zur Seite gestanden haben.

Sehr häufig enthalten die Zeitungen dieser Jahre Anzeigen der Dampfschiffahrtsgesellschaften, die sich damit befaßten, Auswanderer nach Amerika zu befördern. Es waren dies zumeist Bremer Firmen. Sie speidierten nach New-Orleans, New-York, Philadelphia und Baltimore. Die Schiffe wurden in den Ankündigungen mit Namen aufgeführt, auch wurden die Kapitäne genannt und die Abfahrtszeiten bekannt gegeben. In Deutschland gab es viele Agenten, die mit den Auswanderern Verträge wegen ihrer Ueberfahrt abschlossen. Bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein sind derartige Anzeigen in unseren Zeitungen zu finden. Millionen von Menschen sind durch diese Auswanderung unserem Volkstum verloren gegangen, und die Nachkommen der

Son
Ame
ter
Wit
vor
in
gen
Voll
Fein
hätte
Voll
und
über
siede
schaf
redli
Größ
Unbe
Bem
nim
schick

©
bren
nach
Die
word
Maß
gehen
emen
schin
un
größ
Zust
spiele
richte
Kreis
Fam
wohn
typis
Gew
Krieg
aller
Altw
92,5
deren
besser
enthä
reform
Wohn
mußt
schaft
daher
lich
den
len
verste
Volk
Schri
die
Scha
fehren
berech
Bestre
dann

Senen, welche im 19. Jahrhundert nach Amerika ausgewandert sind, stehen heute unter der Oberleitung des rebellistischen Herrn Wilson gegen uns in Waffen. Hätten wir vor 100 und vor 60 Jahren bessere Zustände in Deutschland gehabt, so wären diese Volksgenossen uns erhalten geblieben, und unser Volk wäre 1914 so stark gewesen, daß es die Feinde in einem Ansturm zu Boden geworfen hätte. Anstatt 70 Millionen würde unsere Volkszahl jetzt wohl 100 Millionen betragen, und wir hätten vielleicht schon längst die überschüssige Volkskraft in Kolonien angesiedelt. Nun werden sich heute die Gesellschaften für Bevölkerungspolitik zwar mit redlichem Willen und im Bewußtsein der Größe der Gefahr bemühen, dem drohenden Unheil Einhalt zu gebieten, aber daß ihre Bemühungen großen Erfolg haben werden, nimmt keiner an, der etwas aus der Geschichte gelernt hat.

Wohnungselend.

Eine der brennendsten, wenn nicht die brennendste volkswirtschaftliche Frage wird nach dem Kriege die Wohnungsfrage werden. Die Zustände sind jetzt schon unhaltbar geworden. Wenn wir, ohne ernste allumfassende Maßnahmen zu ergreifen, die Sache weitergehen lassen, dann steuern wir unhaltbar eitem Wohnungselend entgegen, tausendmal schlimmer, als nach dem Friedensschluß 1871, wo wir bringen unser Volk dadurch in die größten sittlichen Gefahren. Wie vielfach die Zustände heute schon sind, mögen einige Beispiele erhellen. Wie „Die Bodenreform“ berichtet, wohnen in dem niederschlesischen Kreise Waldenburg nicht selten 18 bis 20 Familien in einem Hause. Die Einzimmerwohnungen sind in Niederschlesien geradezu typisch. Nach den letzten Aufzeichnungen der Gewerberäte bestehen — also während des Krieges — in der Stadt Waldenburg 73% aller Wohnungen aus einem Zimmer, in Altwasser sogar 89%, in Oberwaldenburg 92,5%, in Hermsdorf gar 97,9%. In anderen Gegenden sind die Zustände nicht viel besser. Die „Bayerische Staatszeitung“ enthält — wie wir ebenfalls „Der Bodenreform“ entnehmen — eine Notiz über den Wohnungsmangel in Ludwigshafen. Dort mußten bereits Notwohnungen in Wirtschaftsfälen eingerichtet werden, und es wird dabei „vor dem Zuzug von Familien ernstlich gewarnt“. Die Not wird beim Friedensschluß noch ungeheuer wachsen. Was sollen wir tun, um ihr zu steuern? Der jüngst verstorbene Adolf Wagner richtet an sein Volk die ernste Mahnung: „Den ersten Schritt zu einer organischen Reform wollen die bodenreformatorischen Bestrebungen zur Schaffung von Heimstätten für unsere heimkehrenden Krieger und deren verjüngungsberechtigten Hinterbliebenen tun. Werden diese Bestrebungen in Gesetzform übergeführt, dann ist in der Tat ein Werk geschaffen,

das geeignet ist, einen körperlich und sittlich gesunden Volkswachstum zu sichern, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und die Erträge des heimischen Bodens zu steigern!“ Mögen diese Worte des getreuen Eckardt seines Volkes nicht ungehört verhallen! Die Not erfordert eine durchgreifende Hilfe!

Gießen in der Dichtung.

Es gibt deutsche Städte, die schon oft von Dichtern besungen worden sind; die Namen Heidelberg, Mainz und Worms — um nur in der Nachbarschaft zu bleiben — kommen in Balladen und Liedern oft vor. Von Gießen gilt das nicht. Dabei weist die Umgebung unserer Stadt mit ihrer Landschaft, ihren Burgen und Bergen doch mancherlei auf, das reizvoll ist. In der Stadt selber ist ja, nachdem die „Brachenburg“ in den Neuen Bäumen niedergelegt worden ist, kein altherwürdiges, künstlerische Eigenart anzeigendes Gebäude mehr zu finden, das die Phantasie eines Dichters anregen könnte. Dennoch ist auch Gießen besungen worden, in älterer Zeit in lateinischen Hexametern, im 19. Jahrhundert in deutschen Reimen, ohne daß unsere Lokaldichter sich zu bedeutender Höhe aufgeschwungen hätten.

Im unruhigen Jahre 1848 erschien hier im Verlage von Karl Schild ein Bündchen, betitelt „Sagen, Geschichten und Lieder aus Gießen und seiner Umgegend“ von Alois Henninger, „genannt Alois der Launide“. Man konnte somit über diesen Verfasser, der sich mit seinem eigentlichen und mit seinem Dichternamen nannte, nicht im Zweifel sein, wenn auch die undankbare Nachwelt nichts mehr von ihm weiß. Seine Verse sind ohne Schwung und dichterische Schönheit, oft verfehlt er gegen den Rhythmus, seine Gedichte sind arm an Gedanken, um die historische Grundlage der von ihm mitgeteilten Sagen und Geschichten hat er sich wenig gekümmert; es ist deshalb zu verstehen, daß es Alois der Launide nicht zur Berühmtheit gebracht hat. Von der Stadt Gießen sagt er, daß sie nicht zu nennen sei „durch ihrer Bauten Glanz“, aber der „Bursche“ — damit meint er den Studenten — sei mit ihr durch süße Bande verknüpft. Die Straßenbezeichnung „Teufels Lustgärtchen“ regt den Verfasser, der geschichtlich nicht geschult war, zu törichter Fabel an. Er erzählt, einst sei der Teufel als flotter Stutzer durch die Welt gezogen und auch nach Gießen gekommen. An einem frühen Abend sei er an einem Häuschen vorbeigekommen und habe dort den Ton einer Cuoelstimme gehört. Ein Mädchen habe sich vor dem Spiegel betrachtet und dabei gesungen. Da wurde der Teufel von der Liebe erfaßt, er ruhte nicht, bis das Mädchen seine Braut geworden war. Sorgfältig versteckte der seltsame Bräutigam vor der Braut seinen Pferdefuß, doch eines Tages, so berichtet der Dichter, war er unvorsichtig,

„Und ach! das gute Mädchen
Gewahrt den Klumpenfuß:
Ja, wie es ihre Glieder
Durchrieselt haben muß!“

Doch rasch entschlossen macht die Braut das Kreuzeszeichen, da versinkt der Satan in den Grund, aber das Mädchen hat seinen Bestand verloren. Betamlich ist die Entstehung dieses Straßennamens minder romantisch. Seitwärts vom Seltersweg besaß ein Professor, der Teufel oder Teuffel hieß, einen Ziergarten, und die Gießener bezeichneten den Garten als „Teuffels Lustgärtchen“.

Die große Feuersbrunst, die am 27. Mai 1560 in Gießen wütete und zur Folge hatte, daß der davon zerstörte Stadtteil den Namen „Brand“ (heute Landgraf-Philippus-Platz) bekam, wird von Alois dem Tauniden ohne Anschaulichkeit besungen. Chatten, Römer, die Einführung des Christentums, Anekdoten aus der Landgrafenzeit, Vorgänge, die sich während der Franzosenzeit zutrugen, begeistern den Dichter zu Balladen, die in recht hölzernem Stil gehalten sind. Auch besingt er die in den Jahren 1806—1812 erfolgte Abtragung der Festungswälle:

„Mauern seh' ich nicht mehr ragen,
Und die spizen Türme nicht,
Die in meiner Jugend Tagen
Dir geraubt das Sonnenlicht!
Bäume stehn an ihrer Stelle,
Und im Kreise um die Schur
Tränkt des Baches klare Welle
Eine reiche Gartenslur.“

Etwas fähn ist die Behauptung, die Alois hier aufstellt:

„Alte, düstre Häuser zogen
Schmucke, neue Kleider an,
Und es steigt auf festen Bogen
Mancher Neubau stolz hinan.
In den frohbelebten Gassen
Schwand schon jede Spur von Roth,
Und durch alles Thun und Lassen
Blickt der Neuzeit goldnes Roth.“
(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Der Gesamtkirchenvorstand hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, sämtlichen Beamten unserer Kirchengemeinde, den Organisten, dem Kirchenrechner, den Kirchendienern, Hilfskirchendienern und Heizern Feuerungszulagen zu geben.

Im Jahre 1917 wurden zu Gießen insgesamt 475 Kinder konfirmiert. Sie verteilen sich in folgender Weise auf die einzelnen Gemeinden: Matthäusgemeinde 128, Markusgemeinde 75, Lukasgemeinde 175, Johannesgemeinde 97. Am heiligen Abendmahl nahmen in dem genannten Jahre teil 4137 Personen, und zwar aus der Matthäusgemeinde 884, aus der Markusgemeinde 842

aus der Lukasgemeinde 1383, aus der Johannesgemeinde 1028.

Man kann in Versammlungen manchmal hören, es sei unbedingt erforderlich, daß mehr Frauen und Mädchen Fabrikarbeit übernehmen. Demgegenüber wird von kompetenter Stelle darauf hingewiesen, daß für diese Arbeit jetzt nach Abänderung des Hilfsdienstpflichtgesetzes die Männer in Betracht kommen. Frauen und Mädchen, welche bereits an anderer Stelle nützliche Arbeit leisten, sollen nicht ohne zwingende Notwendigkeit zur Fabrikarbeit übergehen. Der Uebertritt von Frauen zur Industriearbeit bedarf von Fall zu Fall reiflichster Prüfung und Ueberlegung, damit nicht mehr Schaden gestiftet, als Gutes erreicht werde. Also keine Propaganda, wo kein Anlaß vorliegt, lediglich um der Propaganda willen.

An unsere Türen klopfen mitunter Kriegsbeschädigte, die unterstützt sein wollen. Man sollte solchen, die man nicht kennt, unter keinen Umständen etwas geben; denn leider handelt es sich dabei oft um unwürdige, arbeitscheue Menschen. Kriegsbeschädigte haben unter den heutigen Verhältnissen regelmäßig Gelegenheit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und auch für ihre künftige, ausreichende Versorgung sind Maßnahmen getroffen. Der bettelnde Kriegsbeschädigte setzt sich selbst herab.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 27. Januar.
3. nach Epiphania.

Kollekte zur Unterstützung und Förderung der weiblichen Liebestätigkeit der evangelischen Kirche im In- und Ausland.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Schian. — Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst (Festgottesdienst anlässlich des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers) Pfarrer Schwabe. — Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde Pfarrer Schwabe. — Abends 5 Uhr: Pfarrer Mahr. — Dienstag den 29. Januar, nachmittags 4 Uhr: Frauenmissionsverein.

In der Johanneskirche. Vormittags 9½ Uhr: Pfarrassistent Lic. Reuning. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde Pfarrer Ausfeld. — Abends 5 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer. — Abends ½8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten männlichen Jugend der Lukasgemeinde. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannesaal.

Von Sonntag den 3. Februar an beginnen die Abendgottesdienste um 6 Uhr.